

Baukultur statt Identitätsverlust

OWB, 8.5.09

Obwalden Im dritten Beitrag schreibt Peter Omachen zum Bauen in Obwalden aus einer besonderen Sicht, nämlich dem Bemühen, auch im schnellen Wandel Vertrautes zu bewahren.

Der Autor sieht Verluste, die später viele bedauern, voraus und sucht Wege, sie zu vermeiden oder doch zu begrenzen. So weist er darauf hin, dass Baukultur als Ziel eine Gesprächskultur voraussetzt. Beim Bauen helfen zudem sichtbare Vergleichsmöglichkeiten, die bessere und richtigere Lösungen zu finden. Es gibt auch in Obwalden Beispiele dazu.

PETER OMACHEN*

Wo Armut herrscht, da ist es idyllisch, wo Reichtum ist, da wird gebaut. Diese Binsenweisheit findet sich in Obwalden auf Schritt und Tritt bestätigt. Baukräne prägen die Dörfer und die Landschaft. Dabei ist nicht das Bauen an sich ein Problem, sondern die Geschwindigkeit und die Sorglosigkeit, mit der gebaut wird und mit der sich die gewachsenen Ortsbilder oft bis zur Unkenntlichkeit verändern.

Die Industrialisierung des 18. und 19. Jahrhunderts hat in Obwalden kaum Spuren hinterlassen. Erst mit dem Bau der Brünig- und Pilatus-Bahn 1889 hielt das Maschinenzeitalter im Bergkanton Einzug. Die modernen Errungenschaften dienten zu Beginn noch kaum den Einheimischen, sondern vor allem dem Tourismus mit seinen Zentren in Luzern und im Berner Oberland. Während sich in anderen Gegenden der Schweiz die Maschinen- und Textilindustrie entwickelte, blieb Obwalden bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts fast ausschliesslich ein Landwirtschaftskanton. Diese wirtschaftliche Rückständigkeit hat als positiven Nebeneffekt die



2005 entstand mitten in Kerns ein qualitätsvoller Neubau an der Stelle eines historischen Vorgängerbaus.

BILD PD

Dörfer und die Landschaft intakt gehalten. Erst seit den 1960er-Jahren ist eine verstärkte wirtschaftliche Entwicklung spürbar, die sich in einer vermehrten Bautätigkeit niederschlägt. Zeugnisse dieses späten Aufbruchs in die Moderne sind in Sarnen etwa der Handelshof an der Poststrasse von 1963 oder der Erweiterungsbau der Obwaldner Kantonalbank aus dem Jahr 1967. Als architekturhistorisch bedeutendstes Bauwerk des letzten Jahrhunderts im Kanton gilt die 1966 vollendete Kollegiumskirche St. Martin.

Das verstärkte Engagement um Heimatschutz und Denkmalpflege in Obwalden hat sich in der Folge als Reaktion auf das beschleunigte Baugeschehen entwickelt. Erst wenn in grossem Umfang Neues entsteht, wächst die Sensibilität für den Verlust von Altem und Vertrautem. «Heimatschutz in Obwalden» heisst das Standardwerk zu diesem Thema, das der damalige Kan-



Beispiel einer gelungenen Integration: Die 2006 fertiggestellte Wohnüberbauung Kreuzpark in Sachseln.

BILD PD

tonsoberförster Leo Lienert 1974 herausgegeben hat. Mit scharfen Worten prangert er darin die bauliche Zerstörung der intakten Strukturen in den Dörfern und in der freien Landschaft an. Dabei weist er genau zu unterscheiden zwischen qualitätsvollen Neubauten und solchen, die bis zum heutigen Tag störend wirken. Wer den Bildband heute betrachtet, muss sich wehmütig fragen, ob die Bemühungen dieses Pioniers der Kultur- und Denkmalpflege in Obwalden und seiner Mitstreiter nicht vergeblich waren.

Wohnüberbauungen in Ortskernen

In den letzten paar Jahren hat sich die Bautätigkeit dramatisch verstärkt. In den Dörfern entstehen nicht nur einzel-

zufällig und Klobig.

In den Schweizer Städten ist es längst zur Selbstverständlichkeit geworden, dass von den interessierten Investoren auch für Wohnbauten die Durchführung von Architekturwettbewerben verlangt wird. Auf dem Land hingegen ist man meist derart dankbar, dass ein potenter Bauträger investieren will, dass man sich in falscher Bescheidenheit hütet, ihn mit erhöhten Gestaltungsanforderungen zu konfrontieren. Häufig fehlt bei den zuständigen Behörden in den kleinen Gemeinwesen zu gleich auch das nötige Fachwissen zur kompetenten ortsbaulichen und architektonischen Beurteilung. Eine erfreuliche Perspektive bilden hier das Vorgehen einer Investorengruppe in Wilen: Sie hat von sich aus und in Zusammenarbeit mit der Einwohnergemeinde Sarnen einen Architekturwettbewerb über die bauliche Verdichtung im Ortskern durchgeführt (das «Obwaldner Wochenblatt» berichtete). Das vor wenigen Wochen veröffentlichte Ergebnis kann sich sehen lassen: Die neue Überbauung entlang der Hauptstrasse und oberhalb der Kapelle erfüllt sowohl den Wunsch der Investoren nach rasch realisierbaren, attraktiven Wohnungen als auch die Vorstellungen der Gemeinde und der Denkmalpflege nach einem qualitätsvollen Weiterbauen an der gewachsenen Dorfsstruktur.

Bauten im historischen Kontext

Während zentrumsnahe Wohnüberbauungen die Siedlungen verdichten und bestehende Lücken schliessen, entstehen Neubauten in den historischen Ortskernen zumeist in Form von Ersatzbauten. Die Gemeinden und bei geschützten Ortsbildern auch der Kanton wachen über das Eingliederungsgebot. Innerhalb der lockeren Bebauungsstruktur der Obwaldner Dörfer kann der Mix aus qualitativ hochstehenden Bauten verschiedener Epochen durchaus seinen Reiz haben. Hier können Neubauten sogar Wunden heilen. Schmerzhaft ist es jedoch, wenn aus einer intakten historischen Bebauung das erste Haus herausgebrochen wird. Der für sich allein stehende moderne Neubau tritt dann oft unangemessen stark in Erscheinung und stört die Ensemblewirkung. Ebenso traurig ist es, wenn das Tempo der Dorferneuerung derart forsch ist, dass an einzelnen Stellen innert weniger Jahre und Jahrzehnte

kein einziger historischer Altbau mehr bestehen bleibt. Der Betrachter wähnt sich in einer Neubaubiedung; die jahrhundertelange Baugeschichte des Ortes ist unwiederbringlich ausgelöscht.

Oft zeigen die Bauherrschaften wenig Verständnis für derartige Betrachtungsweise. Sie sehen nur ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse und erachten den geplanten Neubau im historischen Dorfkern von vornherein als Segen für die Allgemeinheit. Sie übersehen dabei, dass Bauen mehr ist als reine wirtschaftliche Tätigkeit, es ist immer auch eine kulturelle Handlung.

Viele werden nun einwenden, dass Architekturgeschmackssache sei, und darüber lässt sich bekanntlich trefflich streiten. Ich widerspreche hier in aller Deutlichkeit: Natürlich gibt es verschiedene Architekturauffassungen, und in unserer pluralistischen Gesellschaft können sie gleichwertig nebeneinander bestehen. Innerhalb jeder architektonischen Haltung gibt es aber ganz klare Qualitätskriterien, nach denen sich Bauten und Projekte unabhängig vom persönlichen Geschmacksempfinden objektiv beurteilen lassen. Ich spreche etwa von der Gliederung der Volumen, deren Massstäblichkeit und der Angemessenheit ihrer äusseren Erscheinung. So ist es zum Beispiel legitim, wenn sich ein wichtiger öffentlicher Bau wie die geplante Erweiterung des Hauptsitzes der Obwaldner Kantonalbank selbstbewusst aus der umliegenden Bebauung hebt, während dies für ein gewöhnliches Wohn- und Geschäftshaus in vergleichbarer Lage nicht angemessen wäre. Solche gemeinschaftsbildenden Hierarchien unter den Gebäuden sind wichtig, um das historische Ortsbild lesbar zu erhalten und es qualitativ von den oftmals chaotischen und gestalterisch vom Zufallsprinzip geleiteten Agglomerationsgebieten zu unterscheiden.

Häufig wird vermutet, dass diese regulierenden Massnahmen eine Entfremdung neuerer Datums seien. Tatsächlich sind Gestaltungsvorschriften in unterschiedlicher Ausprägung in Obwalden aber seit dem Mittelalter bekannt. So war zum Beispiel lange Zeit die Farbe Rot für Fassaden ausschliesslich den Landammänner-Häusern vorbehalten. Die schönen historischen Ortskerne sind demnach nicht durch Zufall entstanden, sondern sie sind das Resultat jahrhundertelanger Bestrebungen Einzelner und des Gemeinwesens. Diese

Errungenschaften gilt es für die kommenden Generationen zu erhalten und sorgsam weiterzuentwickeln. In einer Zeit beschleunigten Wachstums stellt dies eine besondere Herausforderung dar, die nur im Dialog mit allen beteiligten Partnern zu bewältigen ist.

Baukultur – aber wie?

Wie aber lassen sich die Qualitäten der historischen Ortskerne unter den Vorzeichen einer prosperierenden Bauwirtschaft erhalten und gleichzeitig optimal nutzen? Zunächst ist in jedem Fall abzuklären, ob ein Ersatzbau für ein historisches Gebäude auch für die Bauherrschaft wirklich die beste Lösung darstellt. Häufig begegnet mir in meiner Arbeit das Vorurteil, dass die Renovation eines Altbaus sowieso teuer und aufwändiger sei als ein Totalersatz. Daraus spricht die Unlust, sich mit dem Alten zu befassen. Eine genaue Kosten-Nutzen-Analyse ergibt dann häufig ein anderes Bild. Oft steht der Substanzerhalt aber auch daher nicht zur Debatte, da sich auf dem Grundstück ein deutlich grösseres Bauvolumen realisieren lässt. Sofern es sich nicht um ein denkmalgeschütztes Haus handelt, ist in der Regel auch nichts dagegen einzuwenden. Durch die angestrebte Vergrösserung des Bauvolumens wird die Aufgabe für den Planer jedoch deutlich schwieriger, ist doch ein Baukörper zu entwickeln, der sich neben der Zweckerfüllung auch noch optimal in den historischen Kontext einfügt und die Charakteristiken des umgebenden Ortsbildes übernimmt und weiterträgt. Hier sind ausgewiesene Spezialisten gefragt – oder würden Sie eine komplizierte Augenoperation von Ihrem Hausarzt durchführen lassen?

Die besten Ergebnisse liefert hier die direkte Vergleichsmöglichkeit, wie sie zum Beispiel ein Studienauftrag an drei bis fünf Architekten bietet. Die Kosten für den Bauherrn bleiben sich dabei gleich: Anstatt einem direkt beauftragten Planer das Erstellen eines Vorprojekts vollständig zu bezahlen, werden die eingeladenen Architekten jeweils mit einer vorher fest vereinbarten Teilsumme davon entschädigt. Da bekanntlich Konkurrenz das Geschäft belebt, erhält der Auftraggeber für den gleichen Betrag und in der gleichen Zeit mehrere engagierte Lösungsvorschläge zur Auswahl. Zudem hat ein solches Verfahren den Vorteil, dass man die einzelnen Architekten und ihre Arbeitsweisen bereits vor der eigentlichen Auftragserteilung persönlich kennen lernt. Vor einem Autokauf machen Sie schliesslich auch eine Probefahrt – wieso sollten Sie sich bei einer zehnmal so hohen Investition dem Ersten blind anvertrauen?

Diese Vorgehensweise bietet zwar noch keine Gewähr für ein gutes Projekt und einen reibungslosen Baubewilligungsverfahren. Aber es gibt Ihnen und den Behörden aufgrund der Vergleichsmöglichkeiten Argumente für eine positive Beurteilung in die Hand. Der frühzeitige Kontakt mit allen relevanten Stellen hilft zudem, ein Bauvorhaben richtig aufzugleisen und damit schneller und mit weniger Komplikationen einen Beitrag an die Baukultur im Kanton Obwalden zu leisten.

* Peter Omachen, geboren 1964, ist dipl. Architekt ETH und seit 2001 Kantonaler Denkmalpfleger von Obwalden. Er unterrichtet als nebenamtlicher Dozent Architekturgeschichte an der Hochschule Luzern – Technik & Architektur. Der frühere Redaktor der Architekturzeitschrift «Archithese» schreibt als freier Journalist regelmässig zu zeitgenössischer Architektur in der Schweiz, vor allem für die NZZ.

IMPRESSUM

Das Projekt «Obwalden – Lebensraum im Wandel» ist eine Idee der IG Baukultur Obwalden (Beda Dillier, Toni Durrer, Eugen Imhof, Christoph Mennel, Kurt Sigrist, Walter Truttmann) und wird von Otti Gmür, Publizist und Architekt in Luzern, redaktionell begleitet.

Projektpartner ist das «Obwaldner Wochenblatt». Sieben Beiträge kommentieren die gebaute Umwelt und die jüngere bauliche Entwicklung. In ihren Beiträgen zeichnen sieben Autorinnen und Autoren die diesbezügliche Situation in Obwalden aus ihrer persönlichen Sicht. red